

Die patriotische Euphorie der ersten Wochen hatte er, wie Juden in der ganzen Monarchie, geteilt. Dass auch sie für Kaiser und Vaterland einrückten, sollte ein für allemal ihre Loyalität beweisen. Eine Wiener zionistische Wochenzeitung verkündete, der Krieg werde zeigen, dass „die Juden die Treuesten unter den Treuen sind“. Der Treueschwur war damals noch nicht von einer SS pervertiert.

Bei den vielen jüdischen Einwohnern der Kronländer Galizien und Bukowina kam zur Verehrung für den Kaiser, der Juden 1867 gleiche Bürgerrechte zuerkannt hatte, ein besonderes Kriegsmotiv: die Hoffnung auf Befreiung russischer Juden vor zaristischer Unterdrückung.

Österreich hatte Juden – als erster Staat in Kontinentaleuropa – ab 1788 zum Militär einberufen. Davor galten sie als militärisch unfähig und unwürdig, tatsäch-



FRANZ JOSEPH IM DAVIDSTERN
Patriotisches
Abzeichen 1915,
wahrscheinlich
für zionistisch
orientierte Käufer
produziert

Marcus G. Patka (Hg.) Weltuntergang – Jüdisches Leben und Sterben im Ersten Weltkrieg
Verlag Styria Premium, 256 S., Euro 24,99, im Buchhandel und auf www.styriabooks.at
Gleichnamige Ausstellung im Jüdischen Museum Wien
1. April bis 14. September 2014



lich war ihnen das Tragen von Waffen verboten gewesen. Am Ende des 19. Jahrhunderts waren die meisten der jüdischen Soldaten bei der kämpfenden Truppe registriert und widerlegten damit das Klischee, wonach sie mit Vorliebe bei der Sanität oder dem „Train“, dem Fuhrwesen, anheuerteten.

Im preußischen Heer kamen bis 1914 nicht einmal jüdische Reserveleutnants in den Offiziersrang. In der k. u. k. Armee war jeder fünfte Reserveoffizier jüdisch und einer von 100 Berufsoffizieren. Da getaufte Juden nicht registriert wurden, könnten die Zahlen real höher gewesen sein. Im Krieg gab es zumindest sieben jüdische Generäle in Kampfeinheiten. Die höchste Position erreichte Generaloberst Samuel Baron Hazai, er war ungarischer Verteidigungsminister.

Zu der Frage, wie es jüdischen Soldaten im Waffenrock des Kaisers erging, finden sich im umfangreichen Band zur Ausstellung im Jüdischen Museum Wien interessante Befunde. Nach dem Urteil des britischen Historikers David Rechter war das österreichische Militär Juden gegenüber aufgeschlossener als das deutsche. Eine vorurteilsbehaftete „Juden-zählung“ wie in der preußischen Armee habe man in Österreich-Ungarn jedenfalls nicht angeordnet. Mit der sogenannten „Juden-zählung“ reagierte das preußische Kriegsministerium auf die Fama, Juden würden sich vor dem Militärdienst und dem direkten Fronteinsatz drücken.

Der österreichische Militärhistoriker Erwin A. Schmidl zieht aus seinen Untersuchungen das Resümee, die Integration von Juden in das Heer sei – trotz wachsendem Antisemitismus rundum – „im Großen und Ganzen gelungen“. Erinnerungsberichte jüdischer Soldaten, wonach sie keinerlei Diskriminierung ausgesetzt waren, relativiert Schmidl. Kriegsakten dokumentieren rassistische Vorfälle und Befehle, mit denen dagegen eingeschritten wurde. Bis Kriegsende zog die k. u. k. Armee mehr als 100 Feldrabbiner ein, wie Feldimame für moslemische Soldaten hatten sie Hauptmannsrank und innerhalb der Armee laut ersten Forschungen eine „geachtete Position“ (Historiker Dieter J. Hecht).

Insgesamt nahmen am Kampfgeschehen von 1914 bis 1918 mehr als eine Million jüdischer Soldaten aktiv teil: rund eine halbe Million in der russischen Armee, 300.000 in Österreich-Ungarn, 100.000 in Deutschland, in der britischen

Armee 41.000 und in der französischen 35.000. „Erstmals standen sich im Ersten Weltkrieg Juden als Feinde gegenüber“, so Museumsdirektorin Danielle Spera im Ausstellungskatalog. Ob die Front Solidarität, wie in einer Anekdote überliefert, zuließ, scheint fraglich: Demnach wollte ein russischer Jude einen Österreicher mit dem Bajonett erstechen und erstarrte, als dieser ein jüdisches Gebet anstimmte.

Der Orienteinsatz der k. u. k. Gebirgshaubitzdivision zog sich beinahe bis zum Kriegsende im November 1918. Die bunte Truppe aus Ungarn, Böhmen, bosnischen Muslimen und zahlreichen jüdischen Soldaten hatte sich bei allen britischen Gegenoffensiven wacker geschlagen, Winterquartiere hatten ihnen Klöster in Bethlehem geboten, gefürchteten Tropenkrankheiten war man dank eines umfangreichen Impfprogramms entgangen. Nach der Einnahme Jerusalems durch die Briten im Dezember 1917 wurde Nordpalästina lange gehalten. Erst im Herbst 1918 brachte eine britische Großoffensive das Aus. Im Rückzugschaos des geschlagenen osmanischen Heers kamen an die 500 k. u. k. Soldaten ums Leben.

Was die jüdische Welt in Europa danach erwartete, hatten manche ihrer Repräsentanten vorausgesehen. „Uns (Juden) steht ein Krieg nach dem Kriege bevor“, fürchtete der einflussreiche liberale Central-Verein in Deutschland.

Viele der Shtetl in Osteuropa waren weitgehend zerstört, ihre Bevölkerung dem Hunger preisgegeben. Allein Czernowitz, die Hauptstadt der Bukowina, war von den Kriegsgegnern nicht weniger als sechs Mal erobert respektive verloren worden. Die russischen Besatzer ließen die gesamte Infrastruktur dem Erdboden gleichmachen und die Elite nach Sibirien deportieren. Am Ruin und Elend war auch die österreichische Armee beteiligt. Auf dem Rückzug aus Galizien bediente sie sich der Politik der verbrannten Erde, hunderte Dörfer wurden geschleift.

Die große Flucht – in der ersten Welle kamen allein nach Wien 200.000 Flüchtlinge, davon kehrten die meisten jedoch zurück – wurde von Antisemiten propagandistisch ausgeweitet. Bei der konstituierenden Nationalversammlung der Republik Österreich im April 1920 empfahl der Christlich-Soziale Leopold Kunschak: „Wir könnten die Juden vor die Wahl stellen, entweder freiwillig auszuwandern oder aber in ein Konzentrationslager gesteckt zu werden.“

„Rabbi Levi“ auf dem Mond

Ein provokanter Titel, kostbare Objekte: Das Jüdische Museum Hohenems stellt die Habsburger Juden als „Die ersten Europäer“ vor.



ZU KAISERS GEBURTSTAG
Huldigungsschreiben
hunderter Kultus-
gemeinden, in Tempietto
aus Silber, 1910

Felicita Heimann-Jelinek und Michaela Feurstein-Prasser (Hg.) Die ersten Europäer. Habsburger und andere Juden; Mandelbaum Verlag, 184 S., Euro 34,90.
Ausstellung im Jüdischen Museum Hohenems
25. März bis 5. Oktober 2014



Als ungewohnter Perspektive nimmt das für kontroverse Ansätze bekannte Jüdische Museum Hohenems in seiner Ausstellung zu 1914 die Donaumonarchie in den Blick: als Raum transnationaler Netzwerke und Mobilität, in dem Juden die Idee eines schrankenlosen Europas vorweggenommen haben. Ob Hausierer oder Bankiers, Rabbiner, Erfinder, Spione oder politische Visionäre: Es war ihre permanente prekäre Lage zwischen Duldung und Vertreibung, welche die Habsburger Juden dazu gebracht hatte, immer wieder Kulturen, Widerstände und Länderbarrieren zu überschreiten. Museumsdirektor Hanno Loewy: „Der kritische Blick auf diese transnationale Gesellschaft soll keine falsche Nostalgie wecken, sondern den ‚Möglichkeitssinn‘ schärfen, wie Robert Musil ihn gedacht hat.“ Die so ausgesetzte wie produktive jüdische Gesellschaft sei mit dem Habsburgerreich untergegangen, ihr europäischer Horizont könne aber Ideen anstoßen, „bevor jedes Nachdenken zwischen Populismus und Ökonomismus zerrieben wird“ (Loewy).

An seinem Ende umfasste das Vielvölkerreich mehr als 400 jüdische Gemeinden. Sie sammelten Ergebnissadressen an den „Allernädigsten Herrn und Kaiser“ und füllten sie in prächtige Schatullen. Exponate sind auch liturgische Gegenstände aus einst weit von der Residenzstadt entfernten Synagogen – die den Kaiseradler tragen.

Eines der eindrucklichsten Ausstellungsobjekte ist eine Handschrift, die ihren Ursprung in der Vormoderne und assoziative Wirkung bis zum Mond hat, auf dem ein Krater nach „Rabbi Levi“ benannt wurde. Woher Levi Ben Gerschon, ein 1288 in Südfrankreich geborener Philosoph, Astronom und Talmudist seine Kenntnisse hatte, ist unklar; seine faszinierenden mathematischen Berechnungen wurden umgehend von einem Mönch ins Lateinische übersetzt und Papst Clemens VI. gewidmet. 200 Jahre später ließ man Gerschons Schriften (neben Navigationsinstrumenten hatte er Grundlagen der Camera obscura, des Archetyps der Kamera, entwickelt) in Wien kopieren. Sein Werk hatte dem jüdischen Gelehrten bereits zu Lebzeiten hervorragende Kontakte

weit über jüdische Kreise hinaus gebracht – ein Beweis, dass selbst die voreuropäische Zeit keine monolithische war. Kuratorin Felicitas Heimann-Jelinek: „Faktischer Multikulturalismus war damals vielleicht selbstverständlicher als heute.“

Ein im frühen 18. Jahrhundert verfasster Brief wird in Kopie zu sehen sein. Er ist an John Churchill, den Ersten Herzog von Marlborough, adressiert und enthält das Angebot des in Prag geborenen und via Amsterdam nach London übersiedelten Apothekers, Juwelenhändlers und Münzmeisters Isaac Bernard, für die Briten in den Spanischen Niederlanden als Spion zu arbeiten. In dem Offert nennt er seine Verbindungen zu jüdischen Händlern und Heereslieferanten quer durch Europa, der Herzog Marlborough brachte seinen nächsten militärischen Sieg jedoch ohne ihn zustande. Die British Library in London bewertete das Originaldokument dennoch immer noch als so brisant, dass sie für dessen Flugtransport einen eigenen Platz in der Ersten Klasse und für die Ausstellung einen ständigen alleinigen Bewacher verlangt hatte.

Die Library of Congress in Washington dagegen gewährte als Leihgabe vier von Hand dicht beschriebene Blätter Weltliteratur: Es sind Seiten aus Stefan Zweigs berühmtem Rückblick auf „Die Welt von gestern“. Untertitel: „Erinnerungen eines Europäers“. Vieles darin hat er gestrichen, umformuliert; besonders mit einer Passage scheint Zweig gerungen zu haben: „Ich bin 1887 in einem großen und mächtigen Kaiserreich geboren, in der Monarchie der Habsburger, aber man suche sie nicht auf der Karte: sie ist weggewaschen ohne Spur.“ An der Feststellung „Auch die eigentliche Heimat, die mein Herz sich erwählt, Europa, ist mir verloren“ hat der ins Exil geflüchtete Schriftsteller nichts korrigiert.

Zweig nahm sich 1942 das Leben. Seine kostbaren Blätter werden vor aktuellem Hintergrund präsentiert: dem Tiefblau der Europaflagge und dem Farbcode, den Rem Koolhaas für die EU entwarf. Diskussion, ob Juden nun die ersten Europäer waren, ist gewollt: Im Ausstellungsband kommen auch Wissenschaftler zu Wort, die in den Habsburger Juden eigentlich die ersten Kosmopoliten sehen.

M. E.